

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 30 (1926-1927)
Heft: 12

Artikel: Die Angelegenheit des Führers Séraphin Mochay
Autor: Gos, Charles / Graber, Alfred
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-666236>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 24.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Angelegenheit des Führers Séraphin Mochan.

Novelle von Charles Goss.

Berechtigte Übertragung aus dem Französischen von Alfred Graber.*)

Zu jener Zeit gab es noch keine Hütte auf Balsorey.

Ich vollführte damals meine ersten Fahrten in die Alpen in Begleitung meines Bruders und eines Freundes. Wir gingen ohne Führer. Die beiden Älteren waren bewährte Steiger, sie trainierten mich, der ich in rauen Klettereien ein Neuling war. Die Jahreszeit kündete sich übel an. Der Juni ging schon zu Ende, und während zweier Wochen hatten wir nicht einmal drei Tage lang schönes Wetter. Es schneite jede Nacht bis zu den Holzhecken der Alpweiden herunter, und trotz dieser Tatsache kamen von Osten ohne Unterlaß schwere, graue Wolken heran, die über die Täler hinfluteten und Schneeflocken im Sturmwind wirbelten.

Eines Abends — der Sturm war uns auf den Fersen — stießen wir in das Balsorentälchen vor. Recht düster muteten uns die Berge im Umkreis an. In ihrer Nachbarschaft mußten wir die Nacht verbringen. Der Nebel setzte den Gipfeln des Belan und des Grand Combin Mützen auf und segelte düster vor dem Winde. Firnfelder erhellten die graue Monotonie der Blockgewirre und der Moränen etwas, und droben unter dem Gletscher lag scharf abgegrenzt der weiße Schneeteppich vom Vorabend; ein bißchen Sonne hatte ihn weiter unten zum Schmelzen gebracht. Starrer und nasser Rasen bedeckte die Taltiefe. Sicherlich, wir hätten das nach Fenchel und Pfefferminz duftende Heu einer Alphütte dem weniger verlockenden Bivak, das unser wartete, vorgezogen. Doch, statt wieder talwärts zu wandern, setzten wir den Aufstieg fort. Große schwarze Vögel, die auf einem Felsen sich niedergelassen hatten, flogen lautlos weg. Mit einem Mal begann es zu schneien. Das hatte uns gerade noch gefehlt. Wir beschleunigten unsere Schritte der finsternen Silhouette eines felsigen Sattels entgegen, sicher, dort eine Art Höhle zu entdecken, in der wir bivakieren könnten. Wir fanden sie auch wirklich, sogar gastlicher, als wir zu hoffen gewagt hatten: Am Boden trockenes Gras und Riez, als Decke ein solides granitenes Dach von drei Meter Dicke. Wirklich, wir hatten wieder einmal Glück.

Wir bereiteten eine Suppe. Das Holz war

feucht und wollte nicht brennen. Schließlich jedoch sprang knisternd die Flamme auf und verscheuchte den Rauch, der uns zu Tränen gereizt hatte.

Auf die weißlichen Hänge floß ein gespenstiges Licht durch eine Öffnung im Nebel, es leuchtete undeutlich in die Taltiefe, wo schon die Nacht hinkroch. Nun schneite es nicht mehr. Die nassen Felsen standen finster.

Von draußen rief mich eine Stimme:

„Komm, schau Dir den Schmugglerpaß an!“

„Was ist das, der Schmugglerpaß?“

Ich ging hinaus. Mein Freund machte mir ein Zeichen, ihm zu folgen. Wir wanderten einige Minuten angesichts der phantastischen Landschaft, die durch das ungewohnte Lichtspiel sichtbar geworden war.

„Der Schmugglerpaß ist jener Gishang dort in der Nebellichtung. In Wirklichkeit heißt er Col de Balsorey, aber ich habe ihm einen Namen gegeben, der ihn charakterisiert; denn er ist der von den Schmugglern bevorzugte Übergang. Und dann, wie viele dieser Vogelfreien haben dort schon den Tod gefunden! ... Diesen Winter sind sechs in einer Spalte zugrunde gegangen. Brave Kerle trotz ihres Berufes. Man zeigt ihnen so wenig Sympathie hierzulande, daß es nichts schadet, von ihnen zu sprechen, so nahe bei ihrem eindrucksvollen Grabe ...“

„Diese Unglücklichen, welch elendes Leben,“ sagte ich.

Die Schneemauer wurde allmählich finsterner und die durch den Lichtstrahl zerstreuten Nebelmassen schlossen sich wieder zusammen. Hier und da hoben sich dunkle Steinhaufen aus dem Schnee. Grate schnitten mit geschweiften Linien in die Landschaft. In die Flanken des Belan gruben kleine Lawinenzüge regelmäßige Rinnen. Man erriet die Gletscher im Chaos der überschneiten Eistürme und Spalten. Die Nacht brach herein und die eindunkelnden Nebel senkten sich über das Tal.

Wir kehrten zum Bivak zurück. Wir waren nachdenklich gestimmt. Aber die rote Glut unseres Feuers belebte die Finsternis und brachte unser Herz wieder auf den rechten Fleck.

Unter dem Felsen knisterte die Flamme. Die

*) Aus dem Buche: „La croix du Cervin“, Librairie Payot, Lausanne.

Suppe strömte einen appetitlichen Duft aus. Wir setzten uns auf unsere Schaffelle, faßten mit beiden Händen die heißen Gamellen, und jeder erhielt zur Suppe seinen Anteil Käse und Schwarzbrot. Während der Mahlzeit sprachen wir von den Schmugglern. Bei diesem Hundewetter hatten sie wohl leichtes Spiel.

„Wer weiß,“ meinte mein Bruder, „ob wir nicht gar ihren Besuch kriegen heute nacht? ...“

Er hätte sicherlich nicht geglaubt, es so treffend vorauszusagen.

* * *

Raum eine Stunde war vergangen, seitdem wir pfeifenrauchend um das Feuer saßen, als uns plötzlich ein ungewohntes Geräusch überfiel. Man hätte an ein wildes Tier glauben können, das durch das Licht des Bimafs angezogen würde, und das furchtsam innegehalten hätte, als es menschlichen Geruch witterte. Wir ahnten, daß vor uns im Unsichtbaren ein Wesen war. Es belauerte, es betrachtete uns, das fühlten wir, ohne erklären zu können weshalb. Unsere Unruhe ließ uns den Blick gegen die Öffnung wenden. Wir sahen nichts außer der Nacht und den Flockenreihen, die in der flüchtigen Helle der Glut tanzten.

„Eine Gemse,“ meinte einer von uns.

„Eine Gemse zu dieser späten Stunde und in dieser Schneenacht, niemals!“

Wir horchten angespannt, doch vergebens; das Geräusch wiederholte sich nicht mehr. Aber das war gleichgültig, ich war nicht mehr ruhig. Ein unbestimmbares Gefühl sagte mir, daß man uns beobachtete, daß ein fremdes Wesen da sei, welches unsere Beschaulichkeit störte.

Plötzlich begann das Geräusch wieder. Schritte knirschten auf dem Ries, und eine Stimme, die uns auffahren ließ, rief ein wohlklingendes

„Guten Abend miteinander.“

Ein schneebedeckter Mann erschien, beugte sich unter der Wölbung, warf einen ungeheueren grauen Ballen zu Boden und näherte sich dem Feuer.

Recht schnell erholten wir uns von unserer Überraschung. Wir bewillkommten den Unbekannten mit etwas Besorgnis. Wir machten ihm Platz, er aber zog eine Flasche aus dem Sack und trank einen wohlbedachten Schluck Schnaps.

„Was für ein verfluchtes Schmutzwetter,“ sagte er gemächlich, „ich hatte euch erst für italie-

nische Bößner gehalten... Man hat sie während der letzten Woche herumstreifen sehen bis zur Kantine von Proz, diese Luder!... Auch hatte ich mich eigentlich nicht blicken lassen wollen wegen meines Berufs... Aber als ich eure Seile und Pickel sah, da sagte ich mir: Séraphin, da kannst du unbesorgt hingehen, das sind brave Leute... — Und nun ja, da bin ich eben, und mein Name ist Séraphin Mochay, gewesener Führer.“

Der Mann war kräftig gebaut. Er mochte an die fünfzig Jahre alt sein. Ein breiter grauer Bart umrahmte das ehrliche Gesicht. Der Schnee schmolz langsam in den Falten seines Anzugs und auf seinen Schuhen. Während des Sprechens stopfte er seine Pfeife und entzündete sie mit einem Holzspan.

Wir schlossen rasch Bekanntschaft. Unser neuer Freund, Schmuggler seit langen Jahren, war eben daran, den Col de Balforey bei der Dämmerung ganz allein zu überschreiten; er trug für die andere Seite fünfundvierzig Kilo verbotene Waren mit sich. Der Nebel und der Schnee machten ihm keine Angst, im Gegenteil. Er erzählte uns diese Dinge mit einer natürlichen Gutmütigkeit, mit einer trockenen Einfachheit, die bei mir Schauer der Bewunderung auslösten. Was für ein Kerl!

Zu verschiedenen Malen hatte er gesagt: — Als ich Führer war. — Er unterstrich dabei dieses Rückgreifen in seine Vergangenheit mit einer Art von Stolz. Plötzlich erinnerte ich mich: Dieser Schmuggler Séraphin Mochay war sicherlich der gleiche, der zu Gefängnis verurteilt und aus der Liste der Führer gestrichen worden war, weil er das Seil im Verlaufe eines Bergungslücks durchschnitten hatte. Oft hatte ich diese Geschichte erzählen hören; sehr verwirrt und unklar war sie. Der beängstigende Gewissensfall, den sie in sich schloß, war ohne logische Schlußfolgerung geblieben.

Ich täuschte einen gleichmütigen Tonsfall vor und sagte:

„Als Sie Führer waren? Aber das ist wohl schon lange her!... Sind nicht Sie es, der...“

Er unterbrach mich mit verzerrtem Gesicht:

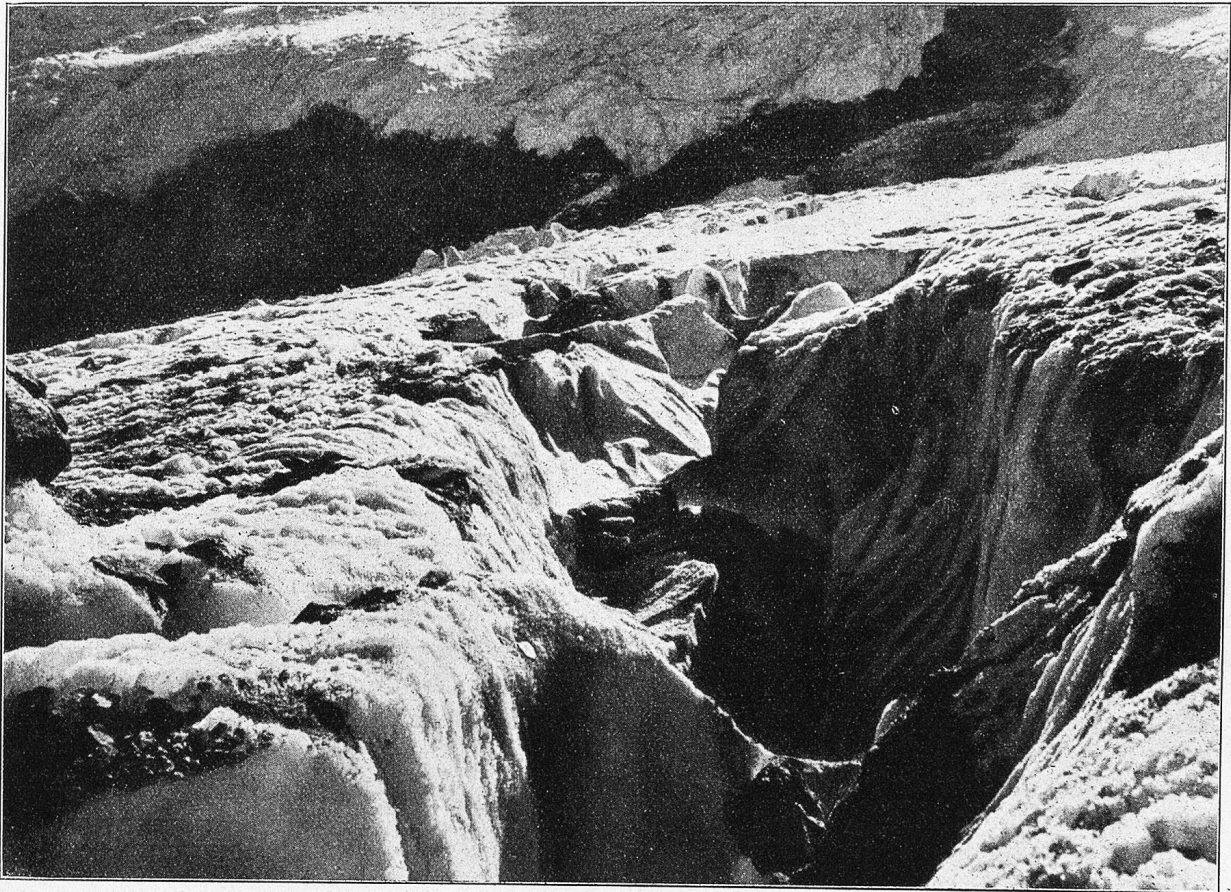
„Ja, ich bin es! Man hat mich angeklagt, das Seil zerschnitten zu haben; es ist wahr, ich habe es getan, aber — hier zog der Schmuggler seine Pfeife aus dem Mund — aber ich schwöre Ihnen, daß mein Herr tot war, als ich das Seil durchschnitt... Die Banditen haben mir nicht

geglaubt, oder wenn sie mir geglaubt haben, so haben sie mich dennoch verurteilt!... und die andern haben mich aus dem Tale gejagt und mir verboten, den Führerberuf jemals wieder zu ergreifen!..."

Seine Stimme zitterte. Er war bleich.

Oh, wenn ich meine Meinung zu diesem Fall sagen könnte, wie würde ich dem Gericht und dem ganzen Tal ins Angesicht schreien:

Es war an der Dent Blanche. Ich reiste mit einem Deutschen, einem Herrn Bartmann. Ich habe seinen Namen nicht vergessen, das kann ich Sie versichern. Wir hatten schon einige Besteigungen miteinander ausgeführt und verstanden uns sehr gut. Die Verhältnisse an der Dent Blanche waren jenes Jahr äußerst schlecht: Der frische Schnee überzuckerte die Felsen. Gwächten schmückten die Grate. Die Erklütte-



Gletscherspalte auf dem Kehlengletscher (St. Uri).

Dieser Mann ist unschuldig. Hört alle: Unschuldig!

Ich sehe ihn noch, wie er neben dem Biwakfeuer kauerte im vollen roten Licht der Flamme, während er sprach. Nein, man kann sich nicht täuschen in einem solchen Ausdruck der Stimme. Es gibt Augenblicke im Leben, wo man gewisse unbeweisbare Wahrheiten herausfühlt mit einer Empfindungsgabe, die weit sicherer ist als alle Untersuchung. Und hier, zwei Schritte von den Gletschern, bei Schnee und Wind konnte der frühere Führer nicht lügen.

Es war ganz natürlich, daß er uns seine Geschichte erzählte:

Die Reise hatte sich mühevoll gestaltet und wir waren erst gegen zwei Uhr nachmittags zur Spitze gelangt. Um die Wahrheit zu gestehen, ich fürchtete den Abstieg ein wenig wegen des weichen Schnees. Doch unsere Jugendlichkeit hatte uns mitgerissen, und um nichts in der Welt hätten wir verzichten wollen.

Nach einer kleinen Rast auf dem Gipfel begannen wir mit dem Abstieg. Oben ging alles gut, aber im gleichen Maße, in dem wir tiefer gelangten, kugelte sich der nasse Schnee zu kleinen zusammen und häufte sich in der Wand. Aus Vorsicht rückten wir nur ganz langsam vor. Um fünf Uhr abends umgingen wir den

„Großen Gendarmen“. Ich erinnere mich an die Stunde, denn zwanzig Minuten später ereignete sich das Unglück. Dann griffen wir am doppelten Seil die Platten in der Mitte an, auf denen die Lochmutter mit einem Engländer anno zweiundachtzig zugrunde gingen. An diesem Orte war der Eisgang mit Schnee überdeckt. Wir mußten Stufen schlagen. Die Arbeit war sehr mühsam, doch mein Herr hatte wie ein wahrer Bergfex. Felsspitzen durchbrachen das Eis. Sie dienten uns als Wegestappen. Man kann nicht sagen, daß die Stelle schwierig zu nennen war, aber gefährlich sicher.

Mein Begleiter war nun zwanzig Meter unter mir. Er wartete gut verankert, bis ich mich zu ihm gesellen würde, und machte über die Seilmanöver. Und plötzlich, im selben Augenblick, wie ich mich gegen die Wand umdrehe, um abzustiegen, erhalte ich einen heftigen Stoß in den Rücken, wie wenn eine rohe Faust mich packte und ins Leere zöge. Ich kugelte und rutschte einige Meter über die Wand hinunter, von einer furchtbaren Angst erfaßt; ich war verloren... Doch meine instinktiv ausgebreiteten Arme erfaßten ein Felsblatt, an dem ich mich anklammern konnte, immer gezerzt von dem, gleich einem Eisenstab angestreckten, unbarmherzigen Seil, und ohne etwas sehen zu können.

„Herr Bartmann..., Herr Bartmann...“, brüllte ich, „was ist los? Halten Sie gut... Halten Sie gut...“

Keine Antwort. Ich schrie von neuem. Nichts. Nach fünf Minuten konnte ich nicht mehr in dieser Stellung bleiben. Meine Beine zitterten, meine aufgerissenen Hände wurden steif und ließen langsam ihren Halt los.

Zum zweiten Mal fühlte ich mich verloren, wenn ich nicht etwas unternahm. Es war furchterlich. Durch eine unerhörte Kraftanstrengung gelang es mir, mich auf den Absatz, an dem ich hing, heraufzuziehen, und meine vor Angst weit aufgerissenen Augen hefteten sich auf meinen Herrn, der unbeweglich am Seil hing wie ein Sack, den Kopf hintüber, die Arme herunterhängend, Blick zum Himmel. Mein erster Gedanke war, daß er tot sei. Wenn er nur ohnmächtig wäre, würde er bald wieder zu Sinnen kommen.

Und ich schrie weiter:

„Herr Bartmann..., Herr Bartmann...“

Was hatte sich ereignet? Wird man es je wissen? Auf jeden Fall, meine Herren, wie ich es am Tage meiner Beurteilung sagte: Es war

kein Stein und kein Eisstück auf ihn gefallen. Herr Bartmann mußte einer inneren Schwäche zum Opfer gefallen und zur Tiefe gestürzt sein ohne einen Laut.

Ich hatte eine Idee. Ich zog am Seil. Der Körper schwankte ein wenig und wurde gleich wieder regungslos. Ich versuchte es nochmals, mit gleichem Erfolg. Sie erkennen meine Lage. Es war mir absolut unmöglich, irgend etwas zu unternehmen, um meinen Touristen zu retten: Nicht ihn zu mir heraufhissen, nicht zu ihm hinabsteigen. Oh, dieser Tote, der mich in den Abgrund zog... Ich glaubte einen Moment lang, verrückt zu werden. Ich weinte..., ich schluchzte..., ich stöhnte... Eine Stunde ging vorüber. Die allerschrecklichste Stunde meines Lebens... Die Kräfte verließen mich, ich hätte mich eher gleiten lassen, als meine Qualen zu verlängern... Da gelang es mir, das Seil um einen Felsen zu legen. Ich glaubte mich beinahe gerettet... Der Abend kam... Dann die Nacht..., diese großen, friedvollen Gletscher..., diese Bergketten..., dieses feierliche Schweigen!...

Eine schöne Sommernacht voller Sterne. Man sah ordentlich gut, und mein Toter am Seilende bildete ein großes Paket auf dem Schnee. Hören Sie, eine komische Einzelheit kommt mir in den Sinn: Ich habe während jener Nacht elf Sternschnuppen gezählt. Sie beschrieb am schwarzen Himmel ihre leuchtende Bahn, aber, wie rasch sie auch verlöschten, so erwärmten sie mein Herz doch etwas. Ich sagte mir: — bei der zwölften durchschneidest du das Seil!... Ich sah die zwölfte nicht, denn ich wurde ohnmächtig. — — — — —

Als ich wieder zu mir kam, an diesen Fels geschmiedet, hatte sich die Sonne erhoben und rötete die Gipfel. Mein Toter war immer noch da, unbeweglich auf dem Schnee. Ein Schauer ließ mich zittern, und das Fieber stieg mir in die Schläfen... „Bei der zwölften durchschneidest du das Seil!“ Welch eine häßliche Erinnerung. Entweder mit diesem Toten sterben oder das Seil durchschneiden!... Zugrundegehen mit dem Toten. Dies Opfer war wirklich unnütz. Das Seil durchschneiden?... Ein Führer, der das Seil durchschneidet, das Seil, das ihn mit seinem Herrn verbindet? — — — — —

Und dennoch tat ich es. Ich klammerte mich mit der einen Hand an den Granit, öffnete die große Klinge meines Militärmessers mit den Zähnen, dann schnitt ich ganz langsam das steife, am Felsen sich anschmiegende Seil durch.

Die Stränge lösten sich einer nach dem andern. Dann entstand plötzlich ein Geräusch und ein Gleiten. Das Seil durchschnitt pfeifend die Luft, und der Körper des Herrn Bartmann stürzte kopfvoran mit ausgebreiteten Armen und kraftlosen Beinen...

Den Rest kennen Sie. Ich verbrachte noch eine zweite Nacht auf dem Grate der Dent Blanche, halb tot vor Hunger und Kälte, zermürbt durch jene Schreckensnacht. Am Abend des übernächsten Tages kam ich nach Zermatt, gänzlich apathisch, noch mit dem zerschnittenen und zerfetzten Seil am Körper... Dann kam die Gerichtssitzung, die Verurteilung zu zwei Jahren Gefängnis, der Entzug meines Führerdiploms... Niedertracht!... Ich, ein Mörder? ... ein Feigling?... Weil ich das Seil durchschnitt, das mich mit einem Toten verband!...

*

Der Schmuggler schwieg. In einer spontanen Bewegung hielten wir ihm unsere Hände hin. Er drückte sie mit Rührung, und verhielt sich dann schweigsam. Er betrachtete das Feuer. Es war, als ob er in den Flammen die tragische Vision seines Unglücks erwachen sehe. Zwei große Tränen perlten von seinen Wimpern, durchzuckten die gebräunten Wangen und verloren sich im Haar des Schnurrbartes. Nach einer guten Weile verschluckte er die Bilder, die in seine Stirn solche Runzeln eingegraben hatten.

„Kopf hoch, alter Séraphin. Mut! Dein Gewissen ist rein. Und nun auf. Meine Herren, auf Wiedersehen alle miteinander... Entschuldigen Sie mich, wenn ich Sie mit meinem Geschwätz gelangweilt habe... aber, Sie wissen ja auch, daß solche Dinge im Herzen haften bleiben... und Dank noch für Ihre kameradschaftliche Gastfreundschaft... Ihr seid brave Kerle!“

Er belud sich mit seinem schweren Ballen, zündete wiederum seine Pfeife an, betrachtete den drohenden Himmel und verschwand in der Dunkelheit.

Das Geräusch seiner Tritte nahm mählich

ab und verlor sich in der Ferne. Wir sprachen eine Zeitlang mit gedämpfter Stimme, wie wenn die aufgeschreckte Vergangenheit noch dageblieben wäre und auch auf uns ihren bedrückenden Schatten würfe. Dann wünschten wir einander gute Nacht und krochen in die Säcke.

*

Von Zeit zu Zeit belebte der durch die Fugen eindringende Wind das Feuer. Ein Flammenbündel sprang auf und erhellte die Höhle. Die Glut knisterte und gab hie und da einen trockenen Knall von sich.

Ich konnte nicht schlafen. Die Erzählung des Schmugglers verfolgte mich. Ich erlebte in Gedanken die Szenen des seltsamen Dramas nochmals, das sich so nahe am Gipfel der Dent Blanche abgespielt hatte. Der an die Wand geklammerte Führer... mit wahnsinnigen Augen..., die Hände voller Blut..., das Seil, das steif wie Eisen einen Strich in den Schnee gepreßt hatte... Am Ende der Tote auf dem Rücken liegend..., der Tote, der den Lebenden in den Tod hineinzog! Langsam, langsam..., unvermeidlich. Der Himmel ist wunderbar ruhig und ganz voller Sterne... Man unterscheidet die Milchstraße wie eine breite Landstraße — der Weg der Seelen, die zum Paradies wandern — und manchmal sieht man das schweigende Strahlenbündel einer Sternschnuppe. Der Führer zählt elf..., bei der zwölften wird er das Seil durchschneiden..., das Seil, das ihn mit einem Toten verbindet!

*

Am Fuß des Schmugglerpasses ist nun der Mann allein, gebeugt unter seiner wuchtigen Last, mühsam die Hänge erklimmend... Die Lichter des jungen Tages erwachen am nebelverhangenen Himmel... und wer weiß, ob nicht in den Felsen des Grates die Zöllner feuerbereit im Anschlag liegen, oder die Lawine, auch sie bereit zum Sturze in den Abgrund...

Das Rauschen der Wasser des Valsoreghletschers stieg auf durch die Nacht und schläfernte meine Träumereien ein.

Pestalozzi-Worte über Menschenbildung.

Spielend leben heißt nicht minder, als das Leben verspielen.

*

Bereite das Feld, auf welches du säen willst,

wenn du auf den Segen der Ernte hoffest. Hast du aber die Laune, auf ein unbereitetes Feld zu säen, so steht es dir auch frei; nur erwarte dann keine Ernte.